

Smetse der Schmied.

Eine flämische Legende von Charles de Coster.

4. Von den beiden Zweigen.

Also ward Smetse an Klimbroel gerächt, welcher nicht mehr wagte, ihn anzuschauen und sich verdeckte, so er ihn sahe. Aber der gute Schmied hatte darum nicht größere Freude, machen er mit jedem Tage bedürftiger ward, denn er hatte mit seinem Weib allbereits den Zuschuß der Junst und auch eine kleine Summe Geldes verbraucht, so ihm von Middelburg in Walcheren zugekommen war.

Gar betrübt, daß er schmarochen und betteln mußte, um zu leben, und nicht wissend, wie er diese Schande ertrüge, beschloß er, sich zu entleiben.

Also verließ er seine Behausung bei Nacht und ging nach den Stadtgräben, welche mit schönen Bäumen eingefast sind, deren Zweige bis auf den Boden hängen. Allda befestigte er sich einen Stein am Gasse, befahl seine Seele Gott, trat drei Schritte zurück, um besser zu springen, und nahm einen Anlauf.

Aber im Laufe ward er plötzlich von zweien Zweigen gehalten, so auf seine Schultern fielen und sich darauf legten wie Menschenhände und ihn wie angenagelt auf dem Fleck hielten. Diese Zweige waren nicht kalt noch hart, gleichwie Holz von Natur ist, sondern geschmeidig und warm. Und im nämlichen Augenblick sagte eine scharf seltsame und hohnlachende Stimme: „Wohin wolltest Du, Smetse?“

Aber er konnte vor lauter Verwunderung nicht antworten. Und ohngeachtet kein Wind ging, so bewegten sich Stamm und Raub des Baumes und schwankten wie sich bäumende Schlangen, in dessen mehr denn zehntausend Funken ringsum verstreut knisternten.

Und Smetse erschrak noch mehr, und ein heißer Odem ging über sein Gesicht, und die Stimme sprach abermals, doch noch näher, wie ihm dachte: „Wohin wolltest Du, Smetse?“ Aber er vermochte vor Entsetzen nicht zu reden, dieweil sein Schlund vor Angst trocken war und seine Zähne klapperten. „Warum,“ fragte die Stimme, „wagst Du dem, der Dir wohlwill, nicht zu antworten? Wohin wolltest Du Smetse?“ Da er sich also fröhlich und freundschaftlich anreden hörte, faßte er sich wieder ein Herz und entgegnete mit großer Demut: „Herr, den ich nicht sehe, ich wollte mich umbringen, machen das Leben für mich nicht mehr lebenswert ist.“

„Smetse ist närrisch,“ sprach die Stimme.

„Das bin ich, wenn Zhr wollt, Herr,“ antwortete der Schmied. „Ist denn ohngeachtet wäre es für mich noch größere Naretheit, zu leben denn zu sterben, machen ich durch die Schuld eines bösen Nachbarn meine Schmiede verloren habe und, um zu leben, schmarochen und betteln muß.“

„Smetse ist närrisch,“ sprach die Stimme, „daß er zu sterben wünscht; denn so er will, wird er seine schöne Schmiede, sein schönes, helles Feuer, seine guten Arbeiter wieder haben und so viel glühende Dukaten in seinen Truben, als er knisternde Funken auf diesem Baume sieht.“

„Ja!“ rief der Schmied gar verzückt, „ich werde nimmer all diese schönen Dinge haben, die für mich Armeseligen viel zu prächtig sind.“

„Smetse,“ sagte die Stimme, „meinem Herrn ist alles möglich.“

„Ja,“ sprach der Schmied, „bist Du des Teufels, Herr?“

„Ja,“ entgegnete die Stimme, „und ich komme, Dir in seinem Namen einen Handel vorzuschlagen. Durch sieben Jahre sollst Du reich sein und die schönste Schmiede von Gent haben. Du sollst Geld genug verdienen, um damit den Zwieselbaum zu pflastern; Du sollst in Deinem Keller so viel Bier und Wein halten, daß Du alle trockenen Kehlen Fländerstns damit anfeuchtest kanust. Du wirst die besten Fleischstücke, das Lederste Geflügel speisen; Du wirst Schinken haufenweis, Würste im Ueberfluß, Leberwürste in Fülle haben; ein jeder wird Dich preisen, bewundern und Dein Lob singen. Wenn Klimbroel dieses sieht, wird er vor Wut verrecken. Und für all diese großen Güter sollst Du uns nach Ablauf von sieben Jahren nur Deine Seele geben.“

„Meine Seele,“ sprach Smetse, „ist das einzige Gut, das ich habe. Könntest Du mich nicht zum geringeren Preis reich machen, Herr Teufel?“

„Willst Du oder willst Du nicht, Schmied?“ fragte die Stimme.

„Ach,“ entgegnete Smetse, „Du bietest mir gar begehrenswerte Dinge, Herr Teufel, wahrlich mehr, denn ich wünsche; es sei gesagt, ohne Dich zu kränken. So ich nur meine Schmiede hätte und Kunden genug, das Feuer zu unterhalten, so wäre ich glücklicher als ihre Gnaden, Herr Albert und Fran Isabella.“

„Nimm oder laß fahren, Schmied,“ sprach die Stimme.

„Herr Teufel,“ gab Smetse zur Antwort, „ich flehe Dich an, gerate nicht in Zorn wider mich, sondern geruhe, dies zu betrachten. So Du mir allein meine Schmiede gäbest und nicht all das Gold, Wein und Fleisch, so könntest Du Dir vielleicht daran genügen lassen, meine Seele tausend Jahre lang brennen zu lassen, welcher Zeitraum der ganzen langen Ewigkeit nicht vergleichbar ist, während er dem, welcher ihn inmitten des Feuers verbringen soll, doch lang genug dünket.“

„Deine Schmiede für Dich, Deine Seele für uns; nimm oder laß fahren, Schmied,“ antwortete die Stimme.

„Ach,“ jammerte Smetse, „das ist teuer bezahlt; das sage ich, ohne Dich zu kränken, Herr Teufel.“

„Wohlan, Schmied,“ sprach die Stimme, „ziehst Du den Bettelstab dem Reichtum vor? Tue nach Deinem Belieben. Gaba, Du wirst große Freude haben, wenn Du Dein melanchoisch Gesicht in Gent spazieren führst! Jedermann wird Dich meiden und die Hunde werden Dir an die Beine fahrent! So Dein Weib elendiglich Hungers stirbt, wirst Du Deinen Bußsalzalm vergeßlich singen. Allein in dieser Welt, wirst Du dann auf Deinem hohlen Wank bei Armesen die Trommel schlagen, und die Mägdelein, so zu dieser Musik getanzt haben, werden Dir etliche Nasenstücker geben, ihr Vergnügen zu bezahlen. Auf's Letzte aber wirst Du Dich in Deinem Hause verbergen, um Deine Lumpen nicht mehr in der Stadt zu zeigen, und allda wirst Du gründig, zähneklappernd und als Fraß für Ungeziefer ganz allein auf Deinem Misthaufen verschenden, gleich einem Aussätzigen. Man wird Dich einscharren, und Klimbroel wird kommen und sich auf Deiner sterblichen Hülle erlustigen.“

„Ja,“ sprach Smetse, „das täte er, der Galgenvogel!“

„Warte dies schändliche Ende nicht ab,“ sprach die Stimme.

„Sterben ist minder hart: spring ins Wasser, Smetse, springe, Schmied.“

„Wehe,“ jammerte er, „so ich mich Dir ergebe, werde ich ewiglich brennen.“

„Du wirst nicht brennen, Schmied,“ redete die Stimme, „sondern uns Speise sein.“

„Ja!“ rief Smetse scharf entsetzt ob dieses Wortes. „Gedächtest Ihr mich da unten zu verspeisen? Ich taugte mitnichten dazu, das muß ich Dir sagen. Es ist kein Fleisch, das zäher, härter, gemeiner und pöbelhafter ist, denn das meine. Im übrigen war es ehedem von Pest, Krätze und anderen schlimmen Krankheiten ergriffen. Ihr würdet an mir einen armeseligen Schmans haben, Ihr Herren Teufel, wo doch in der Hölle so viel erlauchte, saftige, ledere, wohlgenährte Seelen sind. Aber die meine taugt nicht, das sage ich.“

„Du irrst Dich, Schmied,“ sprach die Stimme. „Seelen von schlechten Kaisern, Königen, Fürsten, Päpsten, berühmten Hauptleuten, Eroberern, Menschenschlächtern und anderen Räubern sind bisweilen hart wie Adlerschnäbel. Also wurden sie durch ihre Allmacht. Wir lassen dabei unsere Zähne stückweis. Andere sind von Ehrgeiz und Grausamkeit, welche gar gefräßige Würmer sind, im voraus gefressen, und wir finden an ihnen kaum einen Prosamen als Nachlese. Seelen von Bühlerinnen, welche ohne Not noch Hunger bei Lebzeiten verkaufen, was Natur ihnen gebot, um nichts zu geben, sind so stinkend, faul und verdorben, daß die ausgehungertesten Teufel nicht hineinbeißen wollen. Seelen von Eitlen sind Blasen und inwendig ist nur Wind, das ist kümmerliche Nahrung. Seelen von Heuchlern, Scheinheiligen und Lügnern sind außen gleich schönen Aepfeln, aber unter der Schale

voller Galle, Eßig und schrecklichem Gift; keiner will bei uns davon kosten. Seelen von Neidischen sind Kröten, so aus Wut über ihre Häßlichkeit durch Mund, Beine und den ganzen Körper gelben Speichel auf alles Leuchtende ausschütten. Seelen von Bielschämen sind Mist. Seelen von Fuchern sind bisweilen lecker, so sie den himmlischen Wohlgeruch von gutem Wein oder gutem Braumbier bewahrt haben. Aber keine Seele ist so wohlschmeckend, labend, fastig und von erlesenem Geschmack wie die eines rechtschaffenen Weibes, eines guten Arbeiters und tüchtigen Schmiedes wie Du. Denn da sie unablässig arbeiteten, so lieben sie der Sünde niemals Zeit, sie zu beslecken, außer ein armes Mal, und dafür holen wir sie, wann wir können. Aber das ist ein seltener Lederbissen für die königliche Tafel Seiner Gnaden, des Herrn Luzifer."

"Ach," sprach Smetje, "Du willst mich mit Gewalt verpeisen, ich sehe es zur Genüge. Und doch würde es Dir keinen Groschen kosten, mir meine Schmiede umsonst zurückzugeben."

"Es ist," sagte die Stimme, "gar keine große Pein, also gegessen zu werden, denn Seine Gnaden, der König hat ein großer Maul, denn der Fisch, davon vor Zeiten Jonas der Jude verschlungen ward. Du wirst wie eine Auster in seinen Magen gleiten, ohne im geringsten von den Zähnen verletzt zu werden. Und so es Dir mißfällt, allda zu verweilen, strampelst Du aus Leibeskräften mit Händen und Füßen und Seine Gnaden wird Dich schnell wieder ausspeien, weil es ihm unerträglich ist, so gekübelt zu werden. So Du ihm vor die Zähne fällst, mußt Du ihm ein fröhlich Gesicht, unerschrockenen Blick und gute Haltung zeigen, desgleichen der Dame Astarte. Selbige wird Dich sonder Zweifel zu ihrem Liebsten machen, wie sie mit mehreren getan hat. Alsdann hast Du gute Zeit, wenn Du der Herrin fröhlich dienest und Seiner Gnaden das Zell bürest. Was uns angeht, so werden wir uns freuen, Dich in unserer Behausung zu sehen; unter den gewohnten häßlichen und gemeinen Gesichtern von Eroberern, Schurken, Blinderern, Dieben und Mördern wird es uns Balsam sein, das ehrliche Antlitz eines lustigen Schmiedes wie Du, anzuschauen."

"Herr Teufel," sagte Smetje, "ich verdiene so viel Ehre nicht. Zwar glaube ich nach Deinen erbaulichen Reden, daß bei Euch gut sein ist; aber ich wäre dort schlecht am Plage, das versichere ich Dir, sutenmolten ich in Gesellschaft fremder Leute von scheuem Wesen bin. Und ich werde Euch keine Freude bringen und nicht singen; also würdet Ihr durch mich klägliche Erquickung haben, das ist mir im voraus bewußt. Ach, gib mir lieber meine schöne Schmiede und meine alten Kunden zurück und erlasse mir die Schuld. Das wäre die Tat eines königlichen Teufels und stünde Dir wohl an."

Plötzlich sprach die Stimme voll Zorn: "Schmied, willst Du uns in Affenmünze zahlen? Das Leben ist Dir nicht lebenswert, der Tod ist Dir verhaßt und Du willst die sieben vollen, reichen, fröhlichen Jahre, welche ich Dir jezo anbiete, umsonst? Nimm oder schlag aus, Deine Schmiede für Dich, Deine Seele für uns, bei den Bedingungen, welche ich gesagt habe."

"Wehe," sprach Smetje, "ich will, da es sein muß, Herr Teufel."

"Wohlan," sprach die Stimme, "so sehe mit Deinem Blute Dein Häudzeichen auf."

Und ein schwarzes Pergament und eine Rabenfeder fielen aus dem Baume dem Schmied zu Füßen. Er las auf dem Pergament in flammenden Lettern den Pakt für sieben Jahre, öffnete sich mit einem Messer die Ader und unterzeichnete mit der Rabenfeder. Und da er Pergament und Feder in Händen hielt, fühlte er sie sich sacht aus den Händen gerissen, aber er sah nichts. Und er vernahm etwas wie den Schritt eines Mannes, welcher auf Schlappschuhen läuft, und die Stimme sprach, sich entfernend: "Du hast sieben Jahre, Smetje." Und der Baum hörte auf zu schwanken, und die Funken daran erloschen.

(Fortf. folgt.)

Auf dem Steinigen Acker.

Bilder aus einem Kinderleben.

I.

In der Säulklasse sind an diesem dunklen Wintermorgen die Vorhänge heruntergelassen und die Gaslampen angezündet. Von den vier mächtigen Heizkörpern strömt unter dem Surren und

Studien des sie durchfließenden Wassers eine behagliche Wärme in den großen Raum, in dem sich auf enggestellten Bänken eine Schar von sechzig Proletarierjungen eingefunden hat. Sie treuen sich der Wärme und blinzeln in das Licht an der Dede, das den kalten Raum heute so freundlich macht, und hören williger als sonst auf den Lehrer, der mit leiser, gleichförmiger Stimme ein Kapitel aus dem Neuen Testament vorliest.

Alex Rithöfer, ein großer, schwächlicher Junge, der seinen Platz nahe dem Fenster an einem der Heizkörper hat, ist von der ungewohnt feistlichen Stimmung dieses Morgens ganz gefangen. Wollig dehnt er seine halberstarrten Glieder in der warmen Luft, die zitternd emporstiegt und ihn wie ein warmes Bad umspült. Necht zum Gedanken nachhängen ist ihm zumute. Dabei sind seine Augen stramm nach vorn auf die sich bewegenden Lippen des Lehrers gerichtet; von allem aber, was er sagt, versteht er kein Wort. Sein Denken ist so widerpenstig, daß er es auch beim besten Willen nicht in die vorgeschriebenen Bahnen zwingen kann. Vielleicht kommt er sich auch zu erwachsen vor für alle die Dinge, die hier getrieben werden.

Seit fünf Uhr ist er auf den Beinen. Dann verlangen der Haushalt und die Sorge für die jüngeren Geschwister eine volle Arbeitskraft von ihm, die die Mutter nicht geben kann, weil sie in die Wollkammerei geht. Auch der Vater, der milde von der Nachtschicht kommt, will seine Aufsichtung haben. Alex hat mit Kaffeelochen, Geschirraufwaschen und Zimmerreinen schon ein halbes Tagewerk hinter sich, wenn er in die Schule geht. Einen wahren Heldenkampf kämpft er dann gegen die Müdigkeit, die sich naheinander seines Kopfes, seiner Arme und seiner Beine bemächtigt.

Heute kommt die Wärme dazu, die ihn sacht umrieselt; seine Augen blinzeln. Wie von ferne hört er die monotone Stimme vor sich, die das Gleichnis vom Säemann erzählt, der ausging, seinen Samen zu säen.

"... Eiliches fiel in das Steinige, da es nicht viel Erde hatte; und ging bald auf darum, daß es nicht tiefe Erde hatte. Als aber die Sonne ausging, verweilte es, und die weil es nicht Wurzel hatte, ward es dürre..."

Durch einen Spalt am Vorhang scheint der Tag herein; eben steigt die Sonne hinter grauen Häusern heraus. Wie ein glutoxer Ballon ist sie anzusehen. Mit einem Satz sßt er plötzlich rittlings oben darauf, und nun steigt er langsam höher und höher. Rund um die Erde geht die Reise, bis in ein fernes, gesegnetes Land, wo Tausende von Menschen, in Gruppen gelagert, auf einen Einzigen in ihrer Mitte sehen, der sie alle speist. Und nun senkt sich der Ballon, er gleitet hinab und tritt mitten unter sie und ist mit ihnen vom Brot und Fleisch... Gründlich satt ist er sich, wie er es lange nicht getan —

Plötzlich fühlt er sich kräftig wacherüttelt. Es ist heller Tag; kalte Luft strömt durch die geöffneten Fenster des Klassenzimmers.

Alex Rithöfer hat eine volle Stunde verschlafen. Ungehalten steht der Lehrer vor ihm. Und weil der eine solche Pflichtvergessenheit zumal in einer Religionsstunde nicht ungesüht hingehen lassen will, so soll Alex die veräumte Zeit in einer Nachmittagsstunde nachholen und das Gleichnis vom Säemann abschreiben.

II.

Alex Rithöfer hat, wie die meisten Jungen seines Alters, eine "Stelle", die ihn verpflichtet, drei Stunden an jedem Nachmittag für seine "Brotherrn", einen Kolonialwarenhandler, die bestellten Sachen an die Kundschaft zu befördern. Meistens kann er sämtliche Kästen und Pakete in einem Tragkorb fortzuschaffen, der dann allerdings so schwer wird, daß ihm immer ein Zweiter beim Hinanheben auf die Achsel und beim Absetzen behilflich sein muß. Heute aber, an einem Sonntagabend, muß er mit der schottischen Karre los.

Sieh zu, daß Du bis acht zurück bist, sonst kommst Du mit der Polizei in Konflikt," sagt der fürsorgliche Krämer, der noch eine schwere Kiste hinausjagt und dann die Karre in Bewegung bringen hilft. "Und heut' abend gib's auch Löhnung."

Alex hat jetzt das widerpenstige Behikel, das eigentlich für ein Paar Männerarme gebaut ist, voll in der Gewalt und steuert es geschickt über das mit gefrorenen Schneereifen bedeckte Pflaster durch den drängenden Verkehr. Hier ist er in seinem Element. Dies richtige Aufreihen der Straßen, in denen er zu tun hat, das Ab-liefern der Waren, das Buchen von Bestellungen, alles besorgt er mit einer Gewandtheit, als sei dies sein eigentlicher Beruf. Straß-auf und straßab rollt seine Karre, die von Haus zu Haus etwas leichter wird. Von einem Krüturn schlägt es sieben. Wenn er sich beeilt, kann er in einer Stunde wieder in der Vorstadt sein.

Aber es gibt etwas, das ist stärker als sein guter Wille. Es meldet sich in der Form von Zwangsvorstellungen von ehbaren Dingen, zu denen die äppigen Schaufensterauslagen einer großen Stadt so verführerischen Anlaß geben. Sein Magen wüthet sich wie eine Schraube. Das bißchen Kaffee und Brot, das er zu Mittag ge-nossen, ist wie in ein Loch gefallen und hat nur eine schmerzliche Erinnerung hinterlassen. Sehnsüchtig malt er sich die Genüsse des warmen Mittagbrotes aus, das in seinem Hause des Abends eingenommen wird. Vielleicht gibt es Pellkartoffeln, vielleicht gar Reis, sein Leibgericht...

Lapfer greift er seine Karre an, deren harte Stöße auf dem holprigen Pflaster schütternd durch seinen schwächlichen Körper gehen und beschwichtigt den Hunger durch rastlose Eile. Bald wird er den letzten Kunden befriedigt und den Wochenlohn verdient haben: zwei

Markt und fünfzig Pfennige . . . Und im Trab jagt er jetzt mit der leeren Karre die steile Bergstraße hinan.

Wie er oben ist, dreht sich alles vor seinen Augen; der Ploß, die Häuser, die Laternen tanzen wie im Wirbel um ihn herum. Ordentlich fest muß er sich halten, daß er nicht mit umgerissen wird. Sein Kopf glüht. Wie im Traum schiebt er die Karre vor sich her, so leicht fährt sie. Die Wagen rollen wie auf Teppichen. Alle Geräusche schlagen wie durch dicken Stoff gedämpft an sein Ohr. Ohne daß er selber weiß wie, hat er seinen Tagewerk erlebzt, seinen Lohn eingestrichen und geht nach Hause, nur von dem einen Gedanken erfüllt, viel zu essen und zu schlafen . . .

III.

Auch in der schlotstarrenden Vorstadt ist der Frühling eingezogen. Wohl findet er hier jeden Fuß breit Erde mit Steinplatten zugedeckt, so daß kein grüner Halm hervorsprießt; aber er braucht seine Sonne nur einen Mittag lang über die Häuser scheinen zu lassen, um die Guben und Mädel daraus wie aus einem Ameisenhaufen hervorzumeln zu lassen. Und nicht lange, so beginnt ein Spielen, als wäre dies der einzige Sonntag des Jahres, der für all die ungezählten Stunden des Sittlichens entschädigen müsse. Schwingende Töne, hüpfende Kreisel, Reiter und Pferde, Bälle, jagende Keifen in wilder Lust durcheinander. Ein paar Mädchen haben sich zum Reigen gefaßt und fingen:

Grünes Gras,
grünes Gras
unter meinen Füßen . . .

Bunter lam auch der grüne Rajen der gepflegten Vorgärten nicht sein, wenn der Schnee verschwunden ist und die blauen, gelben und weißen Blütenstippen der Krokusse zum Vorschein kommen.

Die laute, wimmelnde Straße entlang bewegt sich ein Leichenzug. Hinter einem sämudlosen, dürftig mit schwarzem Stoff ausgeschlagenen Leichenwagen, der einen Kinderjarg mit ein paar dünnen Kränzen trägt, folgt ein stummes Häuflein Leidtragender, Frauen, Männer und ein paar Kinder mit Blumen in den Händen.

Die Frau, die dem Sarge zunächst geht, ist die Mutter Alex Mithöfers, den sie an diesem Tage hinaus auf den Kirchhof tragen. Alt und gebrechlich sieht sie aus, wie sie so gedüht und unsicher dahingeht, zuweilen strauchelnd, wenn wieder ein Weinkrampf ihren Körper erschüttert. Dann reicht ihr der Mann an ihrer Seite wohl schweigend den Arm, um sie zu stützen. Er trägt sich aufrecht; nichts Gebrochenes ist an ihm; seine Gesichtszüge sind unbewegt; trotzig blickt er geradeaus.

Ein paar Frauen beginnen eine leise Unterhaltung. Sie reden von Alex' Krankheit und von seinem plötzlichen Tode, den niemand erwartet hatte. Wenn erst der Frühling kommt, so hat es immer geheißt, dann wird er sich erholen; aber er ist schwächer und schwächer geworden, je höher die Sonne gestiegen ist, gerade, als ob sein Körper schon zu schwach gewesen sei für das neue Leben, das der Frühling gebracht. Und der geschwächte Körper hat dann den Eingriff des Arztes, der Heilung bringen sollte, nicht mehr übersehen können.

Die Sonne ist hinter Dächern versunken. Die Straße ist verödet, wie ausgestorben. Die Häuser, die in der frühen Dämmerung noch hagerer und hungrierer aussehen, blicken mit ihren glasigen Augen so grümlig-wissend auf das traurige Häuflein Menschen herunter, als könnten sie das Schicksal dieses ausgemergelten Menschentwesens, das aus dem steinigen Aker, auf den es gefaßt war, Leben saugen wollte, und doch schon verdorrt war, noch ehe der erste Strahl des neuen Lichtes gekommen.

Nun biegt der Zug in den Vorstadt-Friedhof ein. In unabsehbaren Reihen, mit sämudlosen Steinen unter kahlen Gesträuch liegt Grab neben Grab. Fern, an das äußerste Ende der letzten Reihe tragen sie den Kinderjarg. . . .

Hammerdorff.

In Sachen der Verdauung.

Von Dr. A. Lipschütz.

Daß man mit Pawlow angefangen hat, wenn man von der Verdauung sprechen will, das weiß heute jedermann. Pawlow hat uns gelehrt, daß „Appetit haben“ bedeutet: eine gewisse Saftmenge, Verdauungssaft haben. Sobald wir angenehme Speisen sehen, riechen, schmecken oder davon hören oder an angenehme Speisen auch nur denken, geht ein Impuls vom Gehirn auf dem Wege des „Wandernerven“, der das Gehirn mit dem Magen verbindet, zu letzterem und regt die Drüsen des Magens zu fleißiger Arbeit an — zur Ausschcheidung von Verdauungssäften. Und diese sind dann schon im Magen parat, wenn die gesehenen oder gerochenen Speisen wirklich in den Magen gelangen. Appetit, „Säftigkeit“, wie Pawlow gesagt hat, liegt im Magen bereit, um die Verdauung der Speisen gleich im Angriff zu nehmen. Und dieser „Appetit“ ist wahrhaftig ein guter Gewinn bei der Verdauung. Das lehrt so augenfällig ein Versuch, den Pawlow vor vielen Jahren ausgeführt hat und der eigentlich das A und O aller Regeln des gesunden Essens sein sollte. Einem Hunde, der eine Magenstiel, also ein Loch in der Magenwand hat,

das durch die Haut nach außen führt, praktizieren wir eine Portion Fleisch so artig und sachte in den Magen hinein, daß unser Freund nichts davon merkt. Und einem anderen Hunde, der auch eine Magenstiel hat, bringen wir die gleiche Menge Fleisch in seinen Magen hinein, aber lassen es ihm recht wohl merken, daß er was Gutes zu essen bekommt, und halten ihm sogar einen guten Bissen roten Fleisches vor die schnuppernde Nase, damit es ihm so recht zu Gewissen kommt, was ein guter Bissen ist, und daß er Appetit bekommt. Nach einiger Zeit holen wir aus den Magen der beiden Hundebesitzer, das heraus, was hier an unverbautem Fleisch noch zu finden ist. Der Hund, dem wir den Appetit angeregt hatten, hat einen großen Teil des Fleisches wegverdaut. Auch der andere Hund, bei dem von Appetit gar nicht die Rede sein konnte, denn er hatte von der ganzen Sache nichts gemerkt, hat einen Teil des eingeführten Fleisches wegverdaut; aber — und das ist der Witz — er hat fünfmal weniger verdaut als sein Hundesollege mit Appetit. Bei dem Hunde, der mit Appetit gegessen hatte, hatte sich auf das Fleisch mehr Saft gegossen und darum hat er mehr verdaut. Das also hat alles der Appetit getan.

Wie gesagt, auch der Hund ohne Appetit hat einen Teil des Fleisches verdaut. Es wird also Verdauungssaft auf die Speisen im Magen nicht nur von Appetit wegen ergossen. Es muß die Sache wohl so eingerichtet sein, daß allerlei Stoffe, die in den Magen hineinkommen, auf die vielen Drüsen in der Magenwand als Reiz wirken und sie zur Absonderung von Verdauungssäften anregen können. So ist es auch in Wirklichkeit: wenn wir das Fleisch mit Wasser aussüßen, so erhalten wir eine Bouillon, einen Fleisch-extrakt oder eine Lösung von Stoffen, die die Eigenschaft haben, die Drüsen der Magenwand zur Absonderung von Verdauungssaft anzuregen — ohne diese Stoffe kann das Fleisch, das ausgekochte Fleisch, nur verdaut werden, wenn es mit Appetit gegessen wird. Und dasselbe gilt für manche andere Nahrungsmittel, wie Hühner-eiweiß und Brot. Die reizen nicht die Magendrüsen zur Saft-absonderung an, und sie können nur verdaut werden, wenn sie mit Appetit gegessen werden. . . .

Das sind alles alte Kamellen geworden in der Wissenschaft, seit Meister Pawlow in Gemeinschaft mit seinen zahlreichen Mitarbeitern in Sachen der Verdauung tätig ist. Aber von diesen alten Kamellen, von denen im „Vorwärts“ schon das eine oder das andere mal die Rede gewesen ist, mußte ich heute wieder erzählen, weil ich heute auch von allerlei neuen Dingen in Sachen der Verdauung erzählen will; man kann nämlich von neuen Dingen in der Wissenschaft gar nicht erzählen, ohne zunächst auf altbekannte Dinge zurück-zukommen. Sonst wissen die Menschen nicht, welche Verwandnis es um die neuen Dinge hat, von denen man eben erzählen will. Sie verlieren den Zusammenhang, den Anschluß, und — das ist, wie im Leben, so auch in der Wissenschaft das allerschlimmste. Und jetzt will ich also von den neuen Dingen erzählen.

Stellen wir uns vor, wir hätten ein Stück Brot mit Appetit gegessen. Der „Appetit“, von dem die Brotbissen im Magen empfangen werden, leitet die Verdauung ein. Aber die Verdauung des Brotes dauert viel länger, als das Ziehen des „Appetit“ anhängt: es muß also eine Absonderung von Verdauungssaft auch noch auf anderem Wege als durch den Appetit angeregt worden sein. Pawlow hatte mit Siderheit nachgewiesen, daß die Stoffe, die bei der Verdauung entstehen, selbständige Erreger der Saftabsonderung aus den Magenwänden sind. Die Wirkung dieser unbekannteren Stoffe stellt sich Pawlow in der Weise vor, daß sie einen Reiz auf in der Magenwand gelegene Nerven ausüben, und diese Nerven sollen dann die empfangene Erregung an die Drüsen der Magenwand übermitteln. So wird nach Pawlow die Saftabsonderung vermittelt durch die Stoffe, die im Fleischextrakt enthalten sind oder die bei der Verdauung der Speisen entstehen. Pawlow verjuchte auch der Frage nachzugehen, welche chemischen Stoffe unter den Verdauungsprodukten, den Abbauprodukten des Eiweiß als selbständige Erreger der Magendrüsen in Betracht kommen. Aber es gelang ihm nur der Nachweis, daß nicht allen Abbauprodukten des Eiweiß diese Eigenschaft zukommt. Und so konnte man zunächst nur allgemein sagen, daß unter den Abbauprodukten der Eiweißstoffe, wie sie auch im Fleischextrakt (in der Bouillon und im Fleischtrakt) vorhanden sind, Stoffe vorkommen, die selbständige Erreger der Magendrüsen sind und auf diese Weise die Saftabsonderung aus den Magendrüsen für die ganze Dauer der Verdauung einer Speise im Magen unterhalten.

Einen Schritt vorwärts in dieser Frage haben uns Untersuchungen gebracht, die Vidal, ein Berliner Forscher, ausgeführt hat. Vidal hat folgenden Versuch ausgeführt. Er bearbeitete verschiedenes Eiweißmaterial mit starken Säuren, wobei das Eiweiß abgebaut wird, in dieselben Stoffe zerfällt wie bei der Verdauung der Eiweißstoffe im Darne: in Aminosäuren, in die Bausteine des Eiweiß, die ja jetzt — bei der Verdauung, die sie heute für unser ganzes Wissen von den Vorgängen im Organismus gewonnen haben — so was wie eine internationale Berühmtheit geworden sind. Vidal stellte sich auf diese Weise Aminosäuregemische aus Kasein, dem Eiweißstoff der Milch, aus Bluteiweiß und aus Rindfleisch her. Dann verdünnte er diese Gemische mit einer Salzlösung und gab sie Versuchshunden ein, um nun zu beobachten, wie bei diesen Tieren die Saftabsonderung verlaufen würde. Solche Beobachtungen lassen sich heute sehr einfach anstellen, Pawlow hat ja ganz ausgezeichnete Methoden für diese Dinge eingeführt. Und zwar richtete Vidal seinen Versuch so ein, daß er dem Versuchstier zuerst eine ein-

fache Salzlösung eingab und dann die Salzlösung, der die Aminosäuren beigemischt waren. Es zeigte sich, daß die Saftabsonderungen bedeutend verstärkt wurde, wenn Aminosäuren in der Salzlösung vorhanden waren.

Also haben wir nun mit Hilfe des Versuches Stoffe ertwischt, die bei der normalen Verdauung entstehen und die, wie es die Ergebnisse der Pawlowschen Untersuchungen verlangen, selbständige Erreger der Magendrüsen wären, denen also die Aufgabe zuläme, für die Saftabsonderung aus den Magendrüsen zu sorgen, wenn das Fehlen des „Appetitasties“ aufhörte. Wir haben hier einen wirklich tabellos funktionierenden Mechanismus vor uns oder besser, eine ganz famose Defonomie: die Stoffe, die so wie so bei der Verdauung entstehen, die sorgen schon selber dafür, daß immer wieder Verdauungssaft fließt, damit auch der noch unverdaute Anteil der Speise verdaut werden kann.

Aber die Sache mit den Aminosäuren als selbständigen Erreger der Magendrüsen hat zunächst noch ihren Haken. Wir haben gelagt, daß normalerweise bei der Verdauung Aminosäuren entstehen, und darin lag die Bedeutung der Versuche von Widel für uns: daß hier der normalen Verdauung einiges von ihrem Mechanismus gut abgelautet schien. Aber — und das ist der Haken von der Sache — wir wissen, daß bei der Verdauung des Eiweiß dieses erst in *Dar m e*, nicht aber schon in *M a g e n*, in Aminosäuren aufgespalten wird. Wie sollten da Aminosäuren im Magen da sein, um auf die Magendrüsen erregend zu wirken? Ja, die treten eben unter Umständen aus dem Dar m e in den Magen über! Es haben nämlich verschiedene Forscher gezeigt, daß wenn der Mageninhalt sehr sauer ist und bei fettreicher Kost, Darmsaft in den Magen übertritt. Dann können eben mit dem Darmsaft Aminosäuren in den Magen hineingelangen oder es kann ein Teil des Eiweiß auch im Magen vom Darmsaft verdaut werden.

Und noch eine zweite Möglichkeit ist da, wie die Aminosäuren, auch wie sie erst im Dar m e aus dem Eiweiß entstehen, auf die Magendrüsen wirken könnten. Auf diese Möglichkeit wiesen uns auch wieder Versuche hin, die von Widel stammen. Widel durchschnitt bei Hunden sämtliche Nerven des Magens und spritzte den Tieren eine Lösung von Fleischextrakt unter die Haut oder direkt ins Blut. Dann sah er zu, ob dabei Verdauungssaft aus den Magendrüsen floß. Es war zunächst anzunehmen, daß dabei kein Saft aus den Magendrüsen fließen würde: die Stoffe des Fleischextraktes kreisfen im Blut und waren gar nicht im Magen und außerdem waren alle Nerven, durch die der Magen normalerweise mit dem Gehirn verbunden ist, durchschnitten. Und siehe da: aus den Drüsen des Magens floß doch Saft! Der Magen stand in dem Versuch von Widel nur durch Vermittlung des Blutes in Verbindung mit dem übrigen Körper: und so mußte aus seinem Versuch der Schluß gezogen werden, daß die im Fleischextrakt enthaltenen Stoffe, wenn sie in dem die Magendrüsen umspülenden Blute enthalten sind, die Magendrüsen zur Saftabsonderung anzuregen vermögen. Es bot sich hier eine schöne Analogie mit einer anderen Verdauungsdrüse, mit der Bauchspeicheldrüse, dem sogenannten Pancreas. Man hatte nämlich herausgefunden, daß die Absonderung der Verdauungssäfte aus der Bauchspeicheldrüse in den Darm durch Stoffe reguliert wird, die aus dem Dar m e in das Blut gelangen und die, wenn das diese Stoffe enthaltende Blut in die Bauchspeicheldrüse kommt, die Zellen dieser Drüse zur Saftabsonderung anregen. So wird die Tätigkeit dieser Drüse, die ihren Verdauungssaft in den Darm ergießt, vom Dar m e selbst wieder reguliert. Welch ein enges Zusammenarbeiten der Organe im Körper, Welch ein Zueinandergreifen aller Näder und Nädchen im komplizierten Mechanismus des großen Zellenstaates! Die Stoffe, die aus dem Dar m e ins Blut gelangen und vom Blut aus die Bauchspeicheldrüse zur Saftabsonderung, zur Sekretion anregen, hat man Sekretine genannt. Und Widel nennt auch die Stoffe, die vom Blut aus auf die Magendrüsen wirken, Sekretine. Magen-Sekretine will Widel nicht nur im Fleischextrakt, sondern auch in manchen Nahrungsmitteln gefunden haben. Zum Teil entstehen diese Stoffe beim Kösten der Nahrungsmittel.

Wir wissen nun natürlich nicht, ob auch Aminosäuren die Rolle von Sekretinen spielen. Wie heute endgültig von *A b e l* in Amerika und von *A b d e r h a l d e n* nachgewiesen ist, sind Aminosäuren im Blute vorhanden, in das sie aus dem Dar m e hineingelangen. Und es könnte darum möglich sein, daß die Aminosäuren, die im Blute kreisfen und als Eiweißmaterial für die eiweißhungrigen Zellen im Zellenstaat dienen, so en passant vom Blute aus auch die Magendrüsen reizen und sie zur Saftabsonderung anregen. . .

Von einem tabellos funktionierenden Mechanismus und von einer schönen Defonomie im Zellenstaat haben wir sprechen müssen, als wir des Zueinandergreifens all der Näder und Nädchen im Zellenstaat gedenken. Und da sagt vielleicht einer (oder sagen sehr viele): ist eben alles „den Bedürfnissen angepaßt“! Wirklich? Ist es nicht richtiger, wenn wir sagten, dieser Mechanismus sei eben da und mit ihm seien all die „Bedürfnisse“ im Zellenstaat gekommen?

Kleines Feuilleton.

Amerikanische Kriege. In seinem satirisch-utopistischen Roman „Die Insel der Pinguine“, deren Uebersetzung bei *R. Wiper* in München

erschien, stellt *Anatole France* mit ausgelassenem Wig und lähner Kritik die ganze Geschichte Frankreichs in Vergangenheit und Gegenwart dar und gibt zum Schluß einen erhebenden Ausblick in die sozialistische Zukunft. In dieser Utopie, einem wahren Universalpamphlet auf alle politischen und sozialen Torheiten, Lügen und Kaster, findet sich auch ein mit boshafter Ammut gezeichnetes Bild moderner amerikanischer Kriege, das gerade gegenwärtig höchst lebendig wirkt.

Der Doktor *Obnubilis* (Wollentwanderer) kommt zu den Neuantanten (den Vereinigten Staaten) und wird in seinen theoretischen Voraussetzungen durch die Tatsachen schwer erschüttert.

„Am Mler der großen Flüsse lief der Zug Manufakturstädte an, die mit dem Rauch ihrer Defen den Himmel verdunkelten: Städte, die bei Tag schwarz, bei Nacht rot, unter der Sonne von Getöse, in der Finsternis von Getöse erfüllt waren.“

„Das Volk hier“, dachte der Doktor, „ist viel zu viel mit Industrie und Handel beschäftigt, um Krieg zu führen. Jetzt schon bin ich sicher, daß die Neuantanten eine Politik des Friedens treiben. Denn es ist ein von allen Defonomen gebilligter Grundsatz, daß der äußere und der innere Friede für den Fortschritt von Handel und Industrie notwendig sind.“

Als er *Gigantopolis* durchstreifte, wurde er in dieser Ansicht noch bestärkt. Die Leute eilten so hastig über die Straßen, daß sie alles unwarfen, was ihnen im Wege war. *Obnubilis*, der mehrmals umgeworfen wurde, lernte daraus, sich besser zu betragen. Nach einstündigem Rennen warf er selbst einen Atlantan um.

Auf einem großen Platz sah er die Säulenhalle eines Palastes in klassischem Stil, dessen korinthische Säulen ihre Kapitäle mit dem baumartig wachsenden *Manthus* siebzig Meter über das Piedestal erhoben. . . .

Auf eine Tribüne geleitet, starrte der Doktor andachtsvoll zu der Menge der Gesetzgeber hinab, die in Hochsesseln saßen, mit auf ihr Vult gestemmten Fähen.

Der Präsident erhob sich und murmelte eher als daß er artikuliert redete, inmitten der allgemeinen Aufmerksamkeit die folgenden Formeln, die der Dolmetscher dem Doktor sogleich übersetzte:

„Nachdem der Krieg zwecks Eröffnung der mongolischen Märkte zur Zufriedenheit der Staaten beendet ist, beantrage ich, die Rechnungen der Finanzkommission zu unterbreiten. . . .“

Ist jemand dagegen? . . .

Der Antrag ist angenommen.

Nachdem der Krieg zwecks Eröffnung der Märkte in Seeland Nummer 3 zur Zufriedenheit der Staaten beendet ist, beantrage ich, die Rechnung der Finanzkommission zu unterbreiten. . . .

Ist jemand dagegen? . . .

Der Antrag ist angenommen.

„Habe ich recht gehört?“ fragte der Professor *Obnubilis*. „Was? Sie, ein industrielles Volk, sind in alle diese Kriege verwickelt?“

„Gewiß“, antwortete der Dolmetsch. „Es sind Industriekriege. Die Völker, die weder Handel noch Industrie haben, sind nicht gezwungen, Krieg zu führen; aber ein Geschäftsvolk muß Eroberungspolitik treiben. Die Zahl unserer Kriege wächst notwendigerweise mit unserer produktiven Tätigkeit. Sobald eine unserer Industrien ihre Erzeugnisse nicht absetzen kann, muß ein Krieg ihr neue Ausgänge öffnen. So haben wir in diesem Jahr einen Koblenkrieg gehabt, einen Kupferkrieg, einen Baumwollkrieg. In Seeland Nr. 3 haben wir zwei Drittel der Einwohner getötet, um den Rest zu zwingen, uns Schirme und Hofenträger abzulaufen.“

In diesem Augenblick stieg ein dicker Mann, der im Zentrum der Versammlung saß, auf die Tribüne.

„Ich wünsche“, sagte er, „einen Krieg gegen die Regierung der Smaragdrepublik, die unseren Schweinen die Hegemonie der Schinken und Würste auf allen Märkten der Welt unerschämte bestreitet.“

„Was ist denn das für ein Gesetzgeber?“ fragte der Doktor *Obnubilis*.

„Ein Schweinehändler.“

„Ist jemand dagegen?“ fragte der Präsident. „Ich bringe den Antrag zur Abstimmung.“

Durch Aufheben der Hände wurde der Krieg gegen die Smaragdrepublik mit sehr starker Majorität beschlossen.

„Wie?“ sprach *Obnubilis* zu dem Dolmetscher. „Ueber einen Krieg habt ihr so schnell und gleichgültig abgestimmt?“

„Oh! Der Krieg hat nichts zu bedeuten, der kostet kaum acht Millionen Dollar.“

„Und Menschen. . .“

„Die Menschen sind in die acht Millionen Dollar einbegriffen.“ Da nahm der Doktor *Obnubilis* den Kopf in die Hände und sann voll Bitterkeit:

„Da Reichtum und Zivilisation ebenso viele Kriegursachen in sich bergen wie Armut und Barbarei, da Wahnsinn und Bosheit der Menschen unheilbar sind, so bleibt eine gute Handlung zu vollbringen. Der Weise wird Dynamit genug sammeln, um diesen Planeten in die Luft zu sprengen. Wenn er zerstückelt durch den Raum rollt, wird eine — ob schon nicht wahrnehmbare — Verbesserung in der Welt geschehen sein und eine Beugung für das Weltbewußtsein, das übrigens nicht existiert.“